

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 3 (1913)
Heft: 50

Artikel: Der Grossrat [Fortsetzung]
Autor: Schibli, Emil
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-643260>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 50 · 1913

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst mit „Berner Wochenchronik“
Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werber, Spitalgasse 24, Bern

13. Dezember

Lueg nit verby! *)

Nicht zu schnell. M.M. ♩ = 66.
stimmungsvoll

Do = gel flügt a's Sän = ster und luegt di tru = rig a's ich wie-n-er chönn = ti re de, was
möcht er äch = tert ha? Ver = stohsch die Sproch? Lueg nit ver = by! Es
wird der warm und wohl der = by! p

1. E Vogel flügt a's Sänster
Und luegt di truurig a,
's ich wie-n-er chönn ti rede,
Was möcht er ächtert ha?
Verstohsch die Sproch!
Lueg nit verby!
Es wird der warm und wohl derby!

2. Es döpperlet a d'Türe,
'n-es Chind stoht vor em Huus.
Und was's der möchti säge
Luegt zu de-n-Auge-nus.
Verstohsch die Sproch!
Lueg nit verby!
Es wird der warm und wohl derby!

3. Und wo de gohst im Läbe,
Triffsch dere Mönsche-n-a,
Und luegst ne du i d'Auge,
Wirdsch öppis z'läse ha!
Verstohsch die Sproch!
Lueg nit verby!
Es wird der warm und wohl derby!

*) Wir entnehmen das Liedchen mit Erlaubnis der Autoren und des Verlages dem bei A. Francke, Bern, kürzlich erschienenen I. Hefte: Liebli ab em Land von Joseph Reinhart. In Musik gesetzt von Casimir Meifler. (Siehe Buchbesprechung.)

Der Großrat.

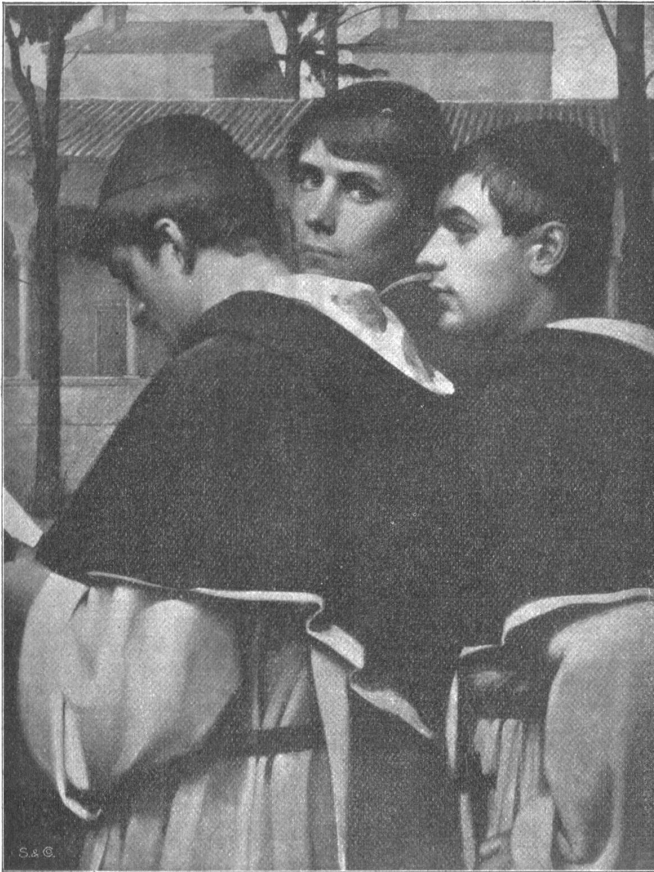
Ein Idyll von Emil Schibli.

(Preisgekrönte Berner Novelle. Aus dem Wettbewerb der „Berner Woche“: 2. Preis.)

2.

Ja, ja, der Fritz Bohnenblust! Er hatte es hoch im Sinn, und wollte sich nicht mit wenigem zufrieden geben. Nur Geduld. Ein paar Zährlein noch, und dann sollten die Blümlisauer merken, was für ein Glück und was für eine

Ehre ihnen da mit dem Fritz Bohnenblust in den Schoß gefallen war. Und die Berner nicht minder. Poß Tausend, die sollten sehen, was für Leute auch auf dem Landboden wachsen können.



Ottillie W. Roederstein, Zürich-Hofheim: Mönche.
Schweiz, Frauenkalender.

Und so dachte ein jeder von den Buben, sich auf seine Weise die Welt zu erobern, und wenn sie sich dabei nicht in so hohen, stolzen Zukunfts träumen ergingen, so war das nur um so besser für sie. Wenn aber einer gar nicht daran dachte, sich nun, während er den Mannesjahren zuwuchs, ein Stück Welt zu erobern, so war das ein Lotter und nicht wert, daß wir von ihm reden.

Am ersten April gingen die Frau Elisabeth und der Hans in heller Morgenfrühe der Stadt zu. Auf den Bäumen an der Straße lamentierten die Stare und tummelten sich in schöner, köstlicher Freiheit, und dazwischen hinein flötete geruchsam eine Amsel. Das Tal zwischen den Hügeln nördlich und südlich, lag in einen feinen, weißlichblauen Nebelschleier eingehüllt und darüber weg standen, noch tief verschneit und ein wenig kalt und feierlich, die Berge. „Mutter, was ist das für ein schöner Morgen!“ sagte der Hans. „Es ist mir, ich hätte noch nie etwas so Schönes gesehen.“

Sie gingen nun schon den ersten Häusern der Stadt zu.

Da seufzte die Mutter ein wenig und schaute mit seltsam milden und fast wehmütigen Augen ihren Hans an und sagte leise: „Ach Bub!“ Als der, verwundert darüber, sie fragte, warum sie so sage, ach Bub, lächelte sie. „Ja gottlob. Jetzt merkst du es noch nicht, wie das Leben dir nun schon eine schwere Last auf die Schultern legt. Und du merkst es nicht, wie du mit diesen Schuhen, die du an den Füßen trägst, den Weg aus dem Kinderland hinaus läufst in ernstere Zeiten hinein.“ Da ergriff ihn ein Ahnen von dem, was die Mutter sagte,

aber er wollte sich nicht bange werden lassen. Und er wollte tapfer sein und mit hellen Augen in dieses neue Sein und Werden hinein gehen. Da kam seine junge, gute Zuversicht auch über sie, und die Beiden gingen miteinander frohgemut in das Haus des Fürsprechers.

Der war ein großer, aufrechter Mann mit einem stolzen, herrischen Gesicht. Aber er trug dieses Wesen nur äußerlich zur Schau und war freundlich.

Frau Elisabeth gab ihrem Buben noch einen guten Zuspruch und ging dann. Der Hans bekam seine Arbeit zugewiesen. Er mußte Briefe kopieren, die Kopierbücher registrieren und Adressen schreiben. Dieses wiederholte sich nun in gleicher Reihenfolge jeden Tag. Er erfüllte indessen seine Pflichten, so gut er konnte, und der Fürsprecher war mit ihm zufrieden. Aber in dem Buben ging etwas vor, die Mutter merkte es wohl. Er sagte ihr zunächst nicht, was es sei und gab sich den Anschein, als ob er mit seinem jetzigen Leben recht zufrieden wäre. Hin und wieder kam auch der Vormund und fragte, wie es gehe. „Ganz gut,“ gab der Bub Bescheid.

So ging der Monat vorüber, und der Hans sollte sich nun entscheiden, ob er eine dreijährige Lehrzeit bei dem Fürsprecher durchmachen wolle. Und jetzt erst sagte er der Mutter, was die ganze Zeit über in ihm gegärt hatte: daß er diesen Beruf nicht erlernen könne. „Ich hab gemeint, es sei Einbildung und ich wollte mich zwingen, weiter zu machen. Aber ich kann es nicht. Es ist nicht dieser Beruf, der mir nicht gefällt, es ist etwas anderes. Die Wände drücken mich so, diese vier engen Wände. Und manchmal wird es mir angst, daß ich laut schreien könnte. Denk dir, es ist ein steinalter Schreiber auf dem Bureau. Wenn ich diesen anschau, so schnürt es mir das Herz zusammen. Ich muß denken: nun mußt du immer, dein ganzes Leben lang, in diesen vier Wänden bleiben und einen Federhalter in der Hand haben und dich über Bücher beugen und schreiben, schreiben. Immer schreiben! Hunderttausend Buchstaben, eine Million, ach nein, unzählbar viele Buchstaben und Zahlen mußt du schreiben. Bis zu deinem Tode mußt du zwischen diesen vier Wänden eingeklemmt bleiben, wahrhaftig wie in einem Käfig, und draußen geht das Leben vorbei. Du bist schlimmer daran, als ein Blinder. Draußen geht das Leben vorbei, und du siehst es nicht und hast doch so hungrige Augen. O Mutter, es ist schrecklich! Da möchte ich dann die Scheiben unserer Schreibstube einschlagen, daß die Luft und der Sonnenschein in Strömen hereinkommen könnten. Aber die Fenster müssen verschlossen bleiben, weil die Menschen sonst in ihrer Arbeit gestört würden. — Mutter, ich will kein Schreiber werden! Ich will ein Bauer werden!“

Da saß nun die gute Frau Elisabeth, stützte ihren Kopf in die Hände und war ratlos. Denn an eine solche Wendung hatte sie nicht gedacht. Was war da zu tun? Und was würde der Vormund dazu sagen? Aber freilich, man konnte den Buben nicht zwingen, einen Beruf zu erlernen, der ihm keine Freude machte. Das mußte auch der Vormund einsehen. Es war nur so merkwürdig, daß der Bub nun ein Bauer werden wollte. Warum denn gerade ein Bauer? War es denn nicht schade für seinen klugen Kopf, wenn er jetzt nichts

weiter als ein Bauer werden sollte? Was ihr am meisten zu denken gab, war, daß sie nicht wußte, wie aus dem Hans ein Bauer zu machen wäre. Nicht ein Knecht, sondern ein Herr und Meister. Würde das Vermögen ihres seligen Mannes vielleicht zu einem kleinen Hofe hinreichen?

Der Hans war in der Stube auf und ab gegangen, während die Mutter still dageessen und dieses gedacht hatte. Nun ging der Bub zu ihr hin. „Sag mir doch etwas, Mutter. Was meinst du? Aber weißt du, zu dem Fürsprecher gehe ich nicht mehr.“ Da schaute ihn die Mutter an und war schon wieder ruhig und bedacht. „Nein, das mußt du auch nicht. Wir wollen noch darüber nachdenken, wie es jetzt werden soll. Aber es wird sich ein Weg finden lassen, dessen bin ich gewiß. Vor allem müssen wir mit dem Vormund reden.“

„Ja“, sagte der Hans, „ich will gleich jetzt noch hingehen und sehen, ob er noch auf ist.“ „Es ist aber schon spät, du mußt dich schicken.“

Es war eine laue, klare Frühlingsnacht. Der Himmel war ganz mit Sternen übersät. Ein leiser Wind trug von Bern herüber das Geräusch eines rollenden Eisenbahnzuges.

Da wurde es dem Buben eigen ums Herz. Er ging mit festen, stolzen Schritten dem Hofe seines Vormundes zu, mit der jubelnden Gewißheit im Innern, daß er nun ein Bauer werden wolle. Das Haus des Präsidenten steht am Eingang des Dorfes, in der Richtung nach Bern zu. Es steht breit und behäbig da und man sah auch noch im Dunkeln, daß hier die Wohlhabenheit einen Sitz habe. Aus der Stube, welche nach der Fahrstraße zu liegt und nur durch einen Blumengarten von ihr getrennt ist, leuchtete noch Lampenschein.

Der Vormund war noch auf. Er saß auf einer Bank vor dem mächtigen, grünen Kachelofen und hatte vor sich auf dem Tische einen Band aus Schlossers Weltgeschichte liegen, worin er las. Der Hans erzählte ihm sogleich und ohne Umschweife, wie es mit ihm stehe. Der Präsident lachte laut. „Setz dich da neben mich, Bub“, sagte er. Das Buch schlug er zu.

„Das hättest gleich am Anfang sagen können. Aber, weißt du, Donner, aus dir kann ein Prachtsbauer werden. So ein Bub wie du. Es wäre wahrhaftig schad um dich gewesen, wenn du so ein Stubenhocker hättest werden müssen. Ein Bauer ist noch lange nicht das Schlechteste, poß Tausend! Morgen in der Früh gehen wir zum Fürsprecher, und sagen ihm, wie es mit dir steht. Und nachher kannst du zu mir kommen, wenn es dir recht ist und ein Bauer werden. Aber jetzt mach, daß du heim kommst, es ist bigott Zeit zum schlafen. Gut Nacht. Und grüß mir auch die Mutter.“

Aber dem Hans preßierte es nun gar nicht mit dem Heimgehen, im Gegenteil, er ging so langsam, als er nur konnte, hatte die Fäuste in den Hosentaschen vergraben, jauchzte ein paarmal hellauf, und zuletzt sang er noch das ganze Brienzerburli. Als die Mutter ihn von weitem singen hörte, machte sie ein Fenster auf und sagte: „Du lieber Bub,“ und weiter sagte sie kein Wörtlein mehr.

Der Fürsprecher machte dann freilich ein erstauntes Gesicht, als die Beiden am Morgen bei ihm ankamen und da



Otilie W. Roederstein, Zürich-Hofheim: Frauenkopf.
Schweiz. Frauenkalender.

ihre Meinungen auskramten. Aber dann mußte er über den Einfall des Buben lachen. Er gab ihm die Hand und wünschte ihm, freilich ein wenig ironisch, Glück und Beständigkeit zu seinem neuen Berufe. Damit war die Sache erledigt, und der Hans ging in gutem Frieden von seinem ersten Lehrhern.

Noch am selben Tage schaffte er seine Kleider und alles, was er brauchte, in das Haus des Vormundes, denn dieser wollte, daß er sich nun ganz wie ein Zugehöriger einrichtete. Bereits am nächsten Morgen mußte er in aller Frühe aus den Federn und mit dem Knecht hinaus auf die Bachmatt, Mist zetzen. Das dauerte bis zum Abend. Da war der Hans todmüde von der Arbeit, und beim Nachtessen vermochte er kaum noch die Augen offen zu halten. Der Vormund lachte. „Ja, Bub, eine Mistgabel ist halt schwerer als ein Federhalter. Aber die Arbeit ist gesund, sie macht starke Arme und Beine und rote Backen. Geh jetzt ins Bett, du wirst schlafen wie ein Prinz.“ Der Hans ließ sich das nicht zweimal sagen. Er wäre gern noch für eine halbe Stunde zur Mutter hinüber gegangen, aber er war zu müde.

Am nächsten Tage war es schon besser. Es war ein froher, blauer Frühlingsstag. Die Lerchen trugen ihre lieblichsten Triller in die Morgenlüste, und die mutwilligen Stare schwängten das verdrehteste Zeug. Der Knecht, welcher schon

weit herum gekommen war, erzählte dem Buben mancherlei aus seinem Leben. Ab und zu ließen sie auch die Mistgabel für eine kurze Weile sinken und tranken einen guten Schluck Most, und zwischen hinein machte sich der Hans manchen Gedanken zurecht, wie das jetzt sei, und was nun werden wolle. So ging die Zeit vorbei, ohne daß man darum mußte.

Mit jedem neuen Tag, der nun kam, fiel ein Gewichtlein ab von der Last, die sich auf sein junges, freies Bubenhertz gelegt hatte in der schwülen Stubenluft zu Bern. Er sah nun, wie er es noch nie gesehen hatte, das Gras grün werden und in den Saft wachsen und an den Bäumen die Knospen hervorspringen und die Blust sich aufstun. Und mit jedem Tage überkam ihn der Gedanke mehr, daß alles dieses ein freies, drängendes Leben sei, auch im kleinsten Ding, ein sich Hervorarbeiten zum lieben Licht und Sonnenschein. Da wurde sein Hertz so von Liebe zu aller Natur

erfüllt und so von Mitleid für alle Unnatur, für alles, was eingesperrt, unfrei, dumpf und mühselig ist, daß er an kein Ende kam mit seinem Nachdenken über das Wesen der Dinge. Und ob schon er sich müde arbeiten mußte und das Rückgrat und alle Muskeln und Sehnen im Anfang noch sehr schmerzten, wurde er von einer großen Dankbarkeit erfüllt und von einer Zufriedenheit, die ihm alles leicht machte.

Der Vormund aber bekam von Tag zu Tag mehr Freude an seinem Knechtlein und ging oft am Abend noch, wenn der Hans schon schlief, zur Frau Elisabeth hinüber, um ihr ein lobendes Wort über den Buben zu sagen. Dabei konnte er es dann nicht verhindern, daß seine Augen sich von dem Gesicht der Frau nicht abwenden konnten. Freilich wollte er es sie nicht merken lassen. Aber wenn er ihr dann gute Nacht sagte, so war seine Stimme nicht so ruhig wie sonst. Und auf dem Heimwege dachte der Präsident mancherlei.

(Fortsetzung folg.)

Der Kampf um das Matterhorn.*)

Wir haben in einer frühern Nummer dieses Blattes das Erscheinen des großzügigen Alpenwerkes von R. G. Francé angekündigt und den ersten Teil des Buches besprochen. Heute liegt das ganze Werk vor — 42 Lieferungen, 964 Seiten mit ca. 500 Abbildungen — eine Monographie der Alpen, wie wir sie uns als Volksbuch nicht interessanter und würdiger vorstellen können.

Der zweite Teil nun setzt die biologischen Schilderungen fort in der Francé, dem gewandten Schriftsteller, eigenen interessanten Art, bei der der Leser gleich alles miterlebt. Vom Leben im Genssenrevier und in der Firnregion, vom Treiben der Hospizmönche, d. h. vom Verkehr auf den Alpenpässen, vom Bergbau, vom Kretinismus ist hier zunächst die Rede.

Dann werden in 19 Kapiteln typische Landschaften wie das Oberland um Interlaken herum, das Engadin, das Mat-

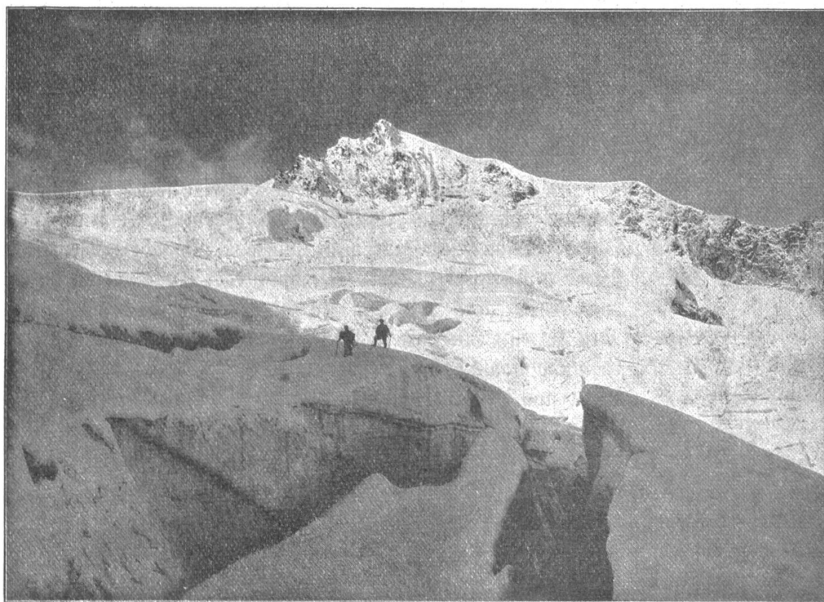
terhorngebiet, Bern, Innsbruck u. s. w. geschildert, bald in wissenschaftlichem Ernst, bald in origineller, witziger Plauderei, aber immer interessant. Als moderner Mensch und von gebildetem Geschmack läßt Francé hier und da wohl auch eine satirische Wort fallen über die „Fremdenindustrie“ in der Schweiz; für uns ein mahrender Hinweis auf die Tatsache, daß die Fremden des lauten Hotel- und Bahngetriebes bald überdrüssig sind und einfachere und naturwahrere Zustände zurückwünschen, um besser auf ihre Rechnung zu kommen.

Ein besonders interessantes Kapitel findet sich am Schlusse dieses zweiten Bandes. Es bespricht die Gefahren der Berge, den Alpinismus im engeren Sinne. Eines der reizvollsten Blätter in der Menschheitsgeschichte, aber auch eines der aufregendsten ist das Blatt, das von der Eroberung der Alpenwelt durch die Pioniere des Alpinismus handelt. Das aufregendste Stück dieses Kapitels hinwiederum ist die Geschichte der ersten Matterhorn-Besteigung.

Bei Francé liest sich diese wie ein Roman. Ein Engländer, Edward Whymper, ist der erste Bezwiner der majestätischen Felspyramide. Bis zum Jahre 1865 hatte dieser stolze Berg der Kraft und der Kühnheit der Menschen getrotzt. Es bedurfte eines verwegenen und fast fanatisch willensstarken Menschen wie dieses englischen Abenteurers, um ans Ziel zu gelangen.

„Whymper kam nicht in die Alpen, um Berge zu besteigen; er sollte für einen Londoner Verleger Bergansichten zeichnen. Aber schon seine erste Partie bedeutete die Eroberung des Mont Pelvoux, den vor ihm noch niemand bestiegen hatte. Und binnen vier Jahren wurde er der erste Bergsteiger Europas, dem Siege gelangen, die damals und noch auf lange hinaus unerhört schienen. Natürlich genügten ihm bald die Alpen nicht mehr. Die unermessliche Einsamkeit und Wildheit der grönländischen Gletscher allein konnten seinen Latendurst stillen und später die südamerikanischen Anden, deren höchste Gipfel er wiederholt

und so leicht erstieg, wie wir einen beliebigen Ausichtsborg.“ Wir sind versucht, Francés ganze Schilderung wiederzu-



In den Gletscherspalten. Original von H. Rupp, Saarbrücken. (Francé, Die Alpen.)

*) Dargestellt nach R. G. Francé, Die Alpen. Eine volkstümliche Darstellung der Natur in den Alpen. Verlag Theob. Thomas, Leipzig.